

Europa und sein Osten

Europas Osten im 20. Jahrhundert

Schriften des Imre Kertész Kollegs Jena

Herausgegeben von Włodzimierz Borodziej
und Joachim von Puttkamer

Band 1

Oldenbourg Verlag München 2012

Europa und sein Osten

Geschichtskulturelle
Herausforderungen

Herausgegeben von Włodzimierz Borodziej
und Joachim von Puttkamer

Oldenbourg Verlag München 2012

Das Imre Kertész Kolleg Jena „Europas Osten im 20. Jahrhundert. Historische Erfahrungen im Vergleich“ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, ist ein Institute for Advanced Study zur Geschichte des östlichen Europas im 20. Jahrhundert.

Das Kolleg unter der Leitung von Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej und Prof. Dr. Joachim von Puttkamer wurde im Oktober 2010 als neuntes Käte Hamburger Kolleg des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) gegründet.

Friedrich-Schiller-Universität Jena

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Tel: 089 / 45051-0
www.oldenbourg-verlag.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Einbandgestaltung: hauser lacour
Konzept und Herstellung: Karl Dommer
Satz: Typodata GmbH, Pfaffenhofen a.d. Ilm
Druck und Bindung: Memminger MedienCentrum, Memmingen

Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706

ISBN 978-3-486-71593-4
e-ISBN 978-3-486-71792-1

Inhalt

<i>Włodzimierz Borodziej/Joachim von Puttkamer</i>	
Einleitung	1
<i>Volkhard Knigge/Joachim von Puttkamer</i>	
Schicksallosigkeit als historische Perspektive. Imre Kertész und sein Blick auf das 20. Jahrhundert	7
<i>Adam Michnik</i>	
Das Erbe der Diktaturen	13
<i>Jan Čulík</i>	
Jiří Menzel and the construction of historical experience in his films dealing with traumatic 20 th century events.....	25
<i>Stefan Troebst</i>	
Trying to Institutionalise the Memory of Forced Migration: German, Central European and Pan-European Initiatives	47
<i>Maria Todorova</i>	
Nostalgia – the reverse side of Balkanism?	61
<i>Taja Vovk van Gaal/Constanze Itzel</i>	
The House of European History project in Brussels	75
<i>Paweł Machcewicz</i>	
„Museum statt Stacheldrahtverhaue“. Das Museum des Zweiten Weltkriegs in Danzig – Konzeption und Kontroversen	81
<i>Milan Ristović</i>	
Wem gehört Geschichte? Konkurrierende Erinnerungen an Jugoslawien.....	105

<i>Irina Scherbakowa</i>	
Dimensionen und Konflikte russischer Erinnerungskultur	117
<i>Włodzimierz Borodziej</i>	
Deutschland und das östliche Europa	131
<i>Joachim von Puttkamer</i>	
Russland und das östliche Europa	147
Autorenverzeichnis	165

Einleitung

Geschichts- und Erinnerungskultur, der öffentliche Umgang mit Geschichte, ist seit einigen Jahren selbst zu einem zentralen Thema historischer Forschung geworden. Die Hintergründe dafür sind vielfältiger Natur. Öffentliche Debatten über den Umgang mit einer diktatorischen Vergangenheit, mit kollektivem Leid und gesellschaftlicher Verantwortung für Verbrechen und Repression sind nicht nur in Deutschland eingebettet in ein neues, massenmediales Interesse am Zweiten Weltkrieg wie an seinen in jeder Hinsicht verheerenden Folgen. Sie sind zugleich Ausdruck und Indikator der Suche nach einer Identität Europas, und zwar zu einem Zeitpunkt, da die so ungemein erfolgreiche Vereinigung des alten Kontinents in die Krise geraten ist. Dies lässt sich auch im östlichen Europa beobachten. Hier ist der Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit ebenso ein wesentliches Element tagespolitischer Auseinandersetzungen wie der nationalen Selbstverortung in einem vereinigten Europa. So vergeht in Polen kaum ein Tag, an dem nicht in der Tagespresse prominent über einen neuen Film, ein neues Buch oder eine neue Debatte zum Zweiten Weltkrieg oder zur Volksrepublik berichtet wird. Ähnliches gilt für viele Länder der Region und, wenngleich unter anderen Voraussetzungen, auch für Russland oder die Ukraine.

Das Imre Kertész Kolleg der Friedrich-Schiller-Universität Jena hat deshalb unterschiedliche Dimensionen europäischer Geschichtskultur im östlichen Europa zum Thema seiner Eröffnungstagung gemacht, deren Dokumentation wir hiermit vorlegen. Das im Oktober 2010 gegründete Kolleg ist ein vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördertes *Center for Advanced Study*. Es beschäftigt sich mit *Europas Osten im 20. Jahrhundert*, das heißt der Geschichte der Länder von Finnland und Estland bis Bulgarien, Griechenland und Mazedonien zwischen dem ausgehenden 19. und dem Beginn des 21. Jahrhunderts. International bekannte Fachleute, die sich mit dieser Region beschäftigen, kommen hier zusammen. Die meisten arbeiten an eigenen Themen, einige sind an unserem Großprojekt einer Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas im 20. Jahrhundert beteiligt. Die Titel der geplanten vier Bände orientieren sich an den Schwerpunkten des Kollegs, sie lauten: „Staatlichkeit“, „Krieg, Gewalt und Unterdrückung“, „Herausforderungen der Moderne“ und „Intellektuelle Horizonte“.

„Geschichte und Öffentlichkeit“, anders formuliert: Die geschichtskulturellen Herausforderungen der Gegenwart bilden den fünften Schwerpunkt. Die Eröffnungstagung des Kollegs diente vor allem einer ersten, exemplarischen Annäherung an die verschiedenartigen Dimensionen des letztgenannten The-

mas. Der Begriff Geschichtskultur ist bewusst gewählt. Denn Geschichte als historischer Prozess geht nicht in kulturell geformter gesellschaftlicher Erinnerung auf. Sie lässt sich nicht beliebig modeln, gerade dort nicht, wo sie kontrovers gedeutet wird. Es liegt zwar nahe, die weiterhin vor allem national geprägten Erinnerungskulturen Europas mit einem gleichsam ethnologischen Blick von außen zu betrachten und so dem Vorwurf der Normativität auszuweichen. Ergiebiger erscheint uns hingegen ein Zugang, der in der Auseinandersetzung mit geschichtskulturellen Entwicklungen die jeweils dahinterstehenden historischen Phänomene selbst im Blick behält und durch Vergleich wie Differenzierung zum reflektierten Umgang mit der Vergangenheit auffordert und beiträgt.

Die politische Dimension von postdiktatorischen Auseinandersetzungen mit der jüngsten Vergangenheit behandelte in seinem Eröffnungsvortrag in der Aula der Friedrich-Schiller-Universität Adam Michnik. Eindringlich warnt der ehemalige Vordenker der antikommunistischen Opposition vor der Instrumentalisierung der Geschichte, die in den letzten 20 Jahren mancherorts in eine Hexenjagd umgeschlagen ist. Er thematisiert eine übernationale „Partei der Angst“, die den tatsächlichen oder vermeintlichen Opfern der Transformation eine manichäische Teilung der Welt einzureden versucht, wo nur noch Gut und Böse zu finden sind; sauber voneinander getrennt und für jeden erkennbar. Eine ebenso eindeutige Absage an schwarz-weiß-Kontraste brachte der nächste Teil der Veranstaltung. Im Mittelpunkt des Gesprächs von Jan Čulík mit Jiří Menzel, das durch die Vorführung von Ausschnitten aus den Filmen des Oscarpreisträgers 1968 begleitet wurde, stand die ästhetische Dimension von Geschichtskultur. Menzel gehört bekanntlich zu den erfolgreichsten ostmitteleuropäischen Regisseuren. Er vermittelt Authentizität durch visualisierte Fiktion. Dennoch – und das wurde im Gespräch noch einmal deutlich – verschloss und verschließt er sich programmatisch der nationalen Sinnstiftung. Menzel interessiert vielmehr die Geschichte des kleinen Mannes, scheinbar stabil im kleinbürgerlichen Habitus bzw. in staatlicher Anstellung, aber dann plötzlich hin- und hergeschoben, machtlos und entmündigt. Wie rational sich seine Helden auch verhalten mögen – letztlich scheitern sie doch an den Irrationalitäten des 20. Jahrhunderts.

Der Übergang von Politik und Kunst zur Geschichtsschreibung nahm den Umweg über die heute boomende Ausstellungslandschaft. Einen der Schwerpunkte der Tagung bildete die Vorstellung der wohl ehrgeizigsten geschichtsmusealen Projekte der letzten Jahre – des Museums des Zweiten Weltkriegs in Danzig und des Hauses der Europäischen Geschichte in Brüssel, die beide 2014 eröffnen wollen. Während Paweł Machcewicz ein nationales Unternehmen (es wird zur Gänze aus dem polnischen Staatshaushalt finanziert)

vorstellte, das auf erhebliche internationale Ausstrahlung hofft, betritt das von Taja Vovk von Gaal skizzierte Brüsseler Projekt in mehrfacher Hinsicht Neuland; sachlich, da es die Geschichte des ganzen Kontinents in den Blick nehmen will, organisatorisch, weil es sich um eine Initiative des Europäischen Parlaments handelt. In beiden Fällen gibt es bereits in der heutigen Vorbereitungsphase heftige, bezeichnenderweise fast ausschließlich politische Diskussionen, die einmal mehr den engen Zusammenhang zwischen Geschichtskultur und Politik exemplifizieren. Zudem zeigen sie, wie sehr der Holocaust auch dann als zentrale Erfahrung des 20. Jahrhunderts mitbedacht und -berücksichtigt wird – werden muss – wo er nicht Ausgangs- oder Fluchtpunkt der vorliegenden Entwürfe ist.

Im Danziger Weltkriegsmuseum garantieren Träger und Ort einen prominenten Anteil der Geschichte der Region an der Ausstellung. Währenddessen zeichnet sich in Brüssel eine grundlegende Spannung zwischen „Ost“ und „West“ ab. Der Anspruch der „Osteuropäer“, ihr eigenes Narrativ im Haus der Europäischen Geschichte angemessen berücksichtigt zu finden, liegt zwar momentan im Trend der Zeit, kollidiert aber sowohl mit der bisher dominierenden „westlichen“ Erzählung als auch mit der angestrebten Abkehr von nationalen Meistererzählungen.

Von einer anderen Seite näherte sich Maria Todorova der Ost-Westproblematik. Ihr zufolge trete zwar ein osmanisch konnotierter *Balkanismus* allmählich in den Hintergrund, hingegen nehme der Westen postkommunistische Nostalgie(n) gerne zum Anlass, einmal mehr der Auseinandersetzung mit dem bestenfalls ungeliebten „Balkan“ aus dem Wege zu gehen. Todorova verbindet ihr Plädoyer für die Dekonstruktion normativer Zuschreibungen mit der geographisch-historischen Universalisierung und heuristischen Problematisierung des Begriffs Nostalgie; polemisch wie gewohnt, fordert sie schließlich die Spezialisten für Südost- und Osteuropa auf, der Vereinnahmung Europas durch einen idealisierten Westen zu widersprechen. Denn erst wenn Europa in seiner Gänze als ein von Deutungskämpfen und Abhängigkeiten geprägter Kontinent begriffen wird, lässt sich auch „der Westen“ gleichsam „entprovinzialisieren“.

Milan Ristović stellte in seiner Fallstudie einen Teil des Balkans, nämlich Jugoslawien, in den Mittelpunkt, analysierte die Erfahrungen des Vielvölkerstaates jedoch aus der Binnenperspektive. Seine Rekonstruktion der Debatten von der Zwischenkriegszeit bis in die heutigen Nachfolgestaaten hinein zeigt, wie schwer sich beide Diktaturen, die königliche wie die sozialistische, mit der Konstruktion bzw. Oktroyierung eines staatstragenden Narrativs taten. Die politische Instrumentalisierung bezog die Wissenschaft mit ein, blieb jedoch – aus der heutigen Perspektive betrachtet, nachdem von den gewagten Einig-

keitsbeschwörungen außer dem Tito-Kult kaum etwas übrig geblieben scheint – auffallend wirkungslos. Vorsichtig optimistisch zieht Ristović den Schluss, die allmähliche Normalisierung der Verhältnisse im ex-jugoslawischen Raum werde nicht zuletzt der akademischen Historiographie zu Gute kommen.

Irina Scherbakowa beschäftigt sich mit der Forschungslandschaft so gut wie gar nicht. In ihrer Perspektive ist Erinnerungskultur ein Kampffeld, auf dem Staat und gesellschaftliche Akteure um die Deutungshoheit ringen. Das offizielle Moskau tut sich bekanntlich extrem schwer mit der Bewertung des Stalinismus; der Große Vaterländische Krieg überschattet noch immer den Gulag. Dennoch bleibt das Bild aus der Sicht der *Memorial*-Aktivistin Scherbakowa widersprüchlich, nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Heranreifens einer Generation, für welche die Sowjetunion nur noch eine blasse oder gar keine Erinnerung mehr darstellt. Auf der einen Seite scheint das Festhalten der Obrigkeit an dem Vorbild Stalin selbst aus deren eigenen Sicht kontraproduktiv, da dieser implizit ein Gegenbild zu den heutigen Herrschern des Landes verkörpert. Auf der anderen Seite benennen zahlreiche Initiativen der entstehenden Zivilgesellschaft die Verbrechen beim Namen, fordern Anerkennung der Opfer, Aufklärung und Öffnung der Archive. Oft werden sie von den Behörden behindert und drangsaliert – und setzen ihre Anliegen trotzdem durch. Damit stellt sich die – im Falle Russlands weiterhin offene – Frage nach Steuerbarkeit von Geschichtskultur selbst unter autoritären Bedingungen.

Stefan Troebst beleuchtete den Zusammenhang zwischen Politik und Geschichtskultur im multilateralen internationalen Kontext. Hier agieren durchgehend demokratisch legitimierte Akteure: Regierungen und Staatspräsidenten, supranationale Parlamente und Gruppen von Abgeordneten, politische Parteien und Interessenverbände, an letzter Stelle, irgendwo am Rande – Berufshistoriker. Troebst zeichnet mehrere Phasen der Auseinandersetzung über die Vertreibung nach und führt in den aktuellen Stand von 2011 ein. Sein Fazit ist relativ optimistisch. Dennoch bleibt die Institutionalisierung der Erinnerung an die Vertreibung im deutsch-polnisch-tschechischen Dreieck eine vor allem politische Streitfrage mit ebenso offenem Ausgang wie die Zukunft des Umgangs mit Stalinismus in Russland.

Die Beiträge der Herausgeber betrafen die Gegenwart nur am Rande. Deutschland und Russland haben im 20. Jh. nach Ostmittel-, indirekt ebenso nach Südosteuropa, kontinuierlich hineingewirkt: Russland als imperiale Großmacht, Bezugspunkt revolutionärer Umsturzpläne wie nationaler Sinnstiftung, Besatzer, unerbetene Schutzmacht und ideologischer Meister; Deutschland vor allem als Besatzer und Hegemonialmacht, zugleich aber als Schlüsselpartner im Handel, in Gestalt der Bundesrepublik Sinnbild des

Westens, zuletzt gar Vorbild für oppositionelle Reformentwürfe. Beide waren im Denken der Ostmitteleuropäer über sich selbst und über die Rahmenbedingungen ihrer Existenz stets präsent. Włodzimierz Borodziej und Joachim von Puttkamer versuchen, die historische Dimension von Geschichtskultur als wechselseitige Wahrnehmungen, als Selbstreflexion zwischen beiden großen Nachbarn, letztlich als einen zentralen Baustein der Selbstverortung des „Osten Europas“ nachzuzeichnen.

Obwohl der in Ostmittel- und Südosteuropa gängige Begriff „Geschichtspolitik“ von den Autoren nur selten verwendet wird, dokumentiert der vorliegende Band die Validität der Triade Politik – Geschichtspolitik – Geschichtskultur. Die Politik im Sinne staatlicher Eingriffe in die Darstellung von Vergangenheit war jedoch nie und ist auch heute nicht allmächtig. Zivilgesellschaftliche Gegensteuerung, die beharrliche Kraft der jahrzehntelang unterdrückten „privaten“, oft nur mündlich überlieferten Erfahrungen und Überzeugungen oder auch gegenläufige internationale Entwicklungen tragen zur heutigen Geschichtskultur zwischen Ostsee, Adria und Schwarzem Meer ebenso bei. Eine Gesamtbilanz dieser Prozesse kann und will der Band nicht leisten. Einen punktuellen Einblick in einige Aspekte hoffen wir dem Leser anzubieten.

Der vorliegende Band bildet den Auftakt einer Schriftenreihe, die unter dem Titel „Europas Osten im 20. Jahrhundert“ die Forschungen unserer Fellows einem internationalen Publikum zugänglich machen und die Tagungen des Kollegs dokumentieren wird. In einer Publikationslandschaft, die schon jetzt an unterschiedlichen Reihen zur Geschichte des östlichen Europas nicht gerade arm ist, hoffen wir so neue Akzente für einen vergleichenden oder auch synthetisierenden Rückblick auf die jüngste Vergangenheit derjenigen Gesellschaften unseres Kontinents zu setzen, welche die Brüche und Umbrüche des 20. Jahrhunderts besonders intensiv erlebt, erlitten und gestaltet haben. Gedankt sei allen, auswärtigen Teilnehmern wie Mitarbeitern des Kollegs, die zur Durchführung der Eröffnungstagung des Kollegs beigetragen haben. Justyna Górny danken wir für die Transkription von Adam Michniks Vortrag, Saskia Herklotz für die Übersetzungen aus dem Polnischen, Immo Rebetschek für die redaktionelle Betreuung des Bandes.

Jena/Warschau März 2012

Die Herausgeber

Volkhard Knigge/Joachim von Puttkamer

Schicksallosigkeit als historische Perspektive

Imre Kertész und sein Blick auf das 20. Jahrhundert

„Heute war ich nicht in der Schule.“ Mit diesem schlichten Satz beginnt Imre Kertész' autobiographischer „Roman eines Schicksallosen“. Was als leichte Irritation des gewohnten Alltags daherkommt, entpuppt sich gleich darauf als tiefer Einschnitt im Leben des jugendlichen Erzählers. Der Vater wurde zum Arbeitsdienst einberufen. „Da hat er [der Lehrer] weiter keine Schwierigkeiten gemacht.“¹

Diese Sätze sind beklemmend, weil der Leser bereits weiß, was der Erzähler zunächst nicht ahnen kann – dass sein Weg direkt nach Auschwitz führen wird. Diese Perspektive hält Kertész konsequent durch, vom eigenen Arbeitsdienst im Sommer 1944 über die Deportation nach Auschwitz bis zur Zwangsarbeit in Zeitz und Buchenwald, wo der Lebensmut des Fünfzehnjährigen allmählich verlischt und er nur deshalb überlebt, weil jemand ihn auf der Krankenstation aus fürsorglicher Mitmenschlichkeit dem mörderischen Zugriff der Lagerverwaltung entzieht. Fast alles, was ihm widerfährt, scheint dem Erzähler im jeweiligen Moment durchaus verständlich, auch wenn ihn im Zug nach Auschwitz das Gefühl beschleicht „plötzlich in irgendein sinnloses Stück hineingeraten zu sein, in dem ich meine Rolle nicht recht kannte“.²

Es ist diese Perspektive, die Kertész als „Schicksallosigkeit“ beschreibt, und so lautet auch der Titel des ungarischen Originals. Das, was er Schritt für Schritt erlebt habe, „in der gewohnten Abfolge von Minuten, Stunden, Tagen, Wochen und Monaten“, erscheine erst im Rückblick als „so fertig, so abgeschlossen, unveränderlich, endgültig“.³ Entwickelt hat Kertész seinen Begriff anhand der Frage, wie sich der einzelne Mensch vor der Fremdbestimmung, der Determiniertheit schützen kann, die ihm ein widersinniger Totalitarismus gegen seine natürlichen Ansichten und Neigungen unweigerlich aufzwingt:

Die beiden Möglichkeiten des Schutzes: Wir verwandeln uns, gewissermaßen aus freien Stücken, in unsere Determiniertheit (in Kafkas Tausendfüßler) und versuchen so, diese Fremdbestimmung dem eigenen Schicksal anzuverwandeln; oder wir revoltieren dagegen

¹ *Imre Kertész*: Roman eines Schicksallosen. Reinbek bei Hamburg 1998, S. 7.

² Ebd., S. 67.

³ Ebd., S. 280 und S. 282.

und werden so zu Opfern unserer Determiniertheit. Keines von beiden ist demnach eine wirkliche Lösung: In beiden Fällen sind wir gezwungen, unsere Determiniertheit (eine ganz und gar äußere Willkür, die wir gleichsam als Naturgegebenheit akzeptieren müssen, wohl wissend, dass sie theoretisch unserer menschlichen Macht untersteht, es aber dennoch nicht in unserer Macht steht, etwas daran zu ändern), als *Realität* aufzufassen, während die determinierende Kraft, diese absurde Macht, in gleicher Weise über uns triumphiert: Sie erfindet uns einen Namen, der nicht unser Name ist und macht uns zu ihrem Objekt, obgleich wir zu anderem geboren sind.⁴

Was Kertész hier entfaltet, kann als die elementare Frage nach menschlichen, individuellen Handlungsmöglichkeiten angesichts übermächtiger Strukturen gelesen werden; hier zugespitzt auf die Extremsituation einer auf Vernichtung angelegten, totalitären Diktatur. Das zentrale Problem liegt für Kertész jedoch nicht in der Alternative von Konformität und Auflehnung, sondern darin, wie sich mit dem Durchlebten weiter leben lässt, wenn dessen Determiniertheit im Rückblick nicht mehr verstanden wird: „Sie verliert ihre historische Gültigkeit und wird von allen gezeugnet. So daß von ihr nichts bleibt außer der Erinnerung. Nun, und die Aussicht auf neue Determiniertheiten, die einem bevorstehen.“⁵

„Schicksallosigkeit“ ist also nicht nur ein autobiographischer Roman über das Erleben von Auschwitz und Buchenwald und über das Ringen darum, wie menschliche Existenz im Angesicht willkürlicher totalitärer Gewalt noch gedacht werden kann, die auf der rassistischen, völlig irrationalen Ausgrenzung von Anderen beruht und somit jenen Menschheitsbegriff zerschlägt, der minimales Überleben garantiert. Kertész entfaltet hier auch ein Grundproblem moderner Geschichtsschreibung. Er zeigt die unüberbrückbare Kluft zwischen dem, was Menschen gegenwärtig, konkret, individuell erleben und dem späteren Rückblick auf das Durchlebte. Dies verarbeiten wir auf ganz unterschiedliche Weise. Wir orientieren uns im Alltag, indem wir uns die jeweilige Situation verständlich machen, intuitiv und stets aufs Neue, in kleinen Schritten. Das Ergebnis können wir nicht kennen, nur so ist Freiheit möglich. Das aber ist etwas ganz Anderes als der Sinn, den wir der Vergangenheit als Ganzes, Abgeschlossenes geben.

Diese Kluft zu akzeptieren, sich ihrer überhaupt bewusst zu werden, könnte man als eine Form von Geschichtsbewusstsein verstehen. Im landläufigen Sprachgebrauch wird unter Geschichtsbewusstsein meist die gute Kenntnis historischer Fakten und Zusammenhänge, mitunter auch der Stolz auf die eigene Geschichte verstanden. Geschichtsdidaktiker halten dagegen, dass jede

⁴ *Imre Kertész: Galeerentagebuch*, 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg 1999, S. 12–13 und S. 16–17; Zitat S. 17.

⁵ Ebd., S. 18.

Art von Geschichte, von rückblickender, historischer Erzählung, eine bewusst gestaltete Rekonstruktion des Vergangenen darstellt. Geschichtsbewusstsein im Sinne von Schicksallosigkeit öffnet darüber hinaus den Blick für die Offenheit allen Geschehens in seiner Zeit, dafür, dass individuelles Erleben nicht in kollektiven Erzählungen aufgeht, schon gar nicht in Helden- und Opfererzählungen; und dafür, wie schwer es ist, mit den bedrängenden Erfahrungen zutiefst grundloser, millionenfach mordender Exklusion aus der menschlichen Gemeinschaft und den daraus gewonnenen Zweifeln und Einsichten weiter zu leben.

Imre Kertész zeigt uns darüber hinaus Verbindungslinien vom Nationalsozialismus zur kommunistischen Diktatur, die nicht aus dem intellektuell abgehobenen, strukturellen Vergleich hergeleitet sind, sondern in existentiellen Erfahrungen und Beobachtungen gründen. Im Juni 1990 notierte er:

Ich sah die Auflösung des Lagers Buchenwald 1945, den Ausbruch des roten Greuels 1948, seinen Zusammenbruch 1956, seinen Wiederausbruch 1957 usw. Immer das gleiche Schauspiel! Es wäre ein Fehler zu glauben, dass es sich nur um den Bankrott des sogenannten kommunistischen Reiches handele und nicht um den der ganzen Menschheit. Um den von Moral und Rationalität. Denn dieses Reich bestand siebzig Jahre; seine Existenz (wie auch die jenes anderen, zwölf Jahre dauernden Greuelreiches) zeugt davon, dass Unvernunft, Chaos, Terror und menschliches Dahinvegetieren auf niedrigster Stufe über Jahrzehnte möglich sind. Lager, Mord, allgemeine Psychopathie, Erniedrigung, Repression – und all das als alltägliche Praxis, während Menschen lebten und geboren wurden, zwei Generationen einfach vergeudet, auf den Misthaufen der Geschichte geworfen, wie irgendwelcher Abfall.⁶

Wie kaum ein anderer hat Imre Kertész das unmittelbare Erleben der *Shoah* so sehr als Menschheitserfahrung in Worte gefasst, als Zusammenbruch aller zivilisatorischen Gewissheiten und als existentielle Verstörung, die bis in die Gegenwart nachwirkt. Wenn gerade er die nationalsozialistischen und die stalinistischen Lager als „immer das gleiche Schauspiel“ beschreibt, muss uns das zu denken geben. Er bereitet jedoch mitnichten der platten Gleichsetzung den Weg, die bis heute immer wieder so nachdrücklich verfochten wird. Die fortgesetzte Knechtschaft im Stalinismus, die ihm „feindliche, hoffnungslos fremde geistige Umgebung“⁷, habe ihm in seiner existentiellen Verzweiflung vielmehr die trügerische Illusion erspart, Auschwitz als historisch nicht erklärbar anzusehen und so vermeintlich sicheren Grund zurückzugewinnen:

Ich beginne zu durchschauen, dass mich vorm Selbstmord (dem Vorbild Borowskis, Celans, Améry's, Primo Levis usw.) jene ‚Gesellschaft‘ bewahrt hat, die mir, nach dem KZ-Erlebnis, in Form des sogenannten ‚Stalinismus‘ den Beweis erbrachte, dass von Freiheit, Befreiung,

⁶ Ebd., S. 283–284.

⁷ Imre Kertész: Nobelvorlesung: <http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/2002/kertesz-lecture-g.html>.

großer Katharsis usw., von allem also, wovon die Intellektuellen, die Denker und die Philosophen in glücklicheren Weltgegenden nicht nur redeten, sondern woran sie offenkundig auch glaubten, überhaupt nicht die Rede sein konnte; diese Gesellschaft garantierte mir die Fortsetzung des Lebens in Knechtschaft und sorgte so dafür, dass viele Irrtümer gar nicht erst möglich wurden.⁸

Erst im Lichte des Stalinismus tritt deutlich zutage, dass die *Shoah* nicht gleichsam als Betriebsunfall einer auf kulturellen, zivilisatorischen Fortschritt angelegten Menschheitsgeschichte angesehen werden kann. Er habe den Holocaust, so Kertész in seiner Nobelpreisrede vom Dezember 2002,

nie als sogenannten einmaligen Ausrutscher der Geschichte gesehen, als ein in seiner Dimension alle früheren übersteigendes Pogrom, als die Vorbedingung für die Entstehung des jüdischen Staates. Ich habe im Holocaust die Situation des Menschen erkannt, die Endstation des großen Abenteuers, an der der europäische Mensch nach zweitausend Jahren ethischer und moralischer Kultur angekommen ist.⁹

Die Vorstellung, dass Auschwitz nicht erklärbar, nicht in die Geschichte integrierbar sei, hatte er schon mehr als ein Jahrzehnt zuvor bitter als „eine logisch-syntaktische Absurdität“ bezeichnet:

Schließlich ist die Geschichte kein natürlicher Organismus, sondern eine Konstruktion, noch dazu eine Konstruktion des menschlichen Geistes. Wenn Auschwitz also nicht in die Geschichte integrierbar ist, so liegt der Fehler nicht bei Auschwitz, sondern bei der Geschichte.¹⁰

Gegen die stets lauende Möglichkeit des Zivilisationsbruches gibt es somit keine kulturelle Sicherung, die nicht beständig mühsam neu erarbeitet werden müsste. Für den stalinistischen Gulag hat wohl nur Varlam Šalamov diese Einsicht in ähnlicher Klarheit formuliert, und vielleicht lässt sie sich auch nur mit literarischen Mitteln derart deutlich formulieren.

Dass wir uns auf Imre Kertész berufen dürfen, dass unser Kolleg seinen Namen führen darf, ist ein Beweis enormen Vertrauens. Dafür sind wir ihm dankbar, auch weil es uns anspornt und darauf verpflichtet, unsere Arbeit immer an der Frage zu messen, was die Erfahrungen des östlichen Europas im 20. Jahrhundert für unsere Gegenwart wirklich bedeuten. Historische Forschung in diesem Sinne findet nicht im Elfenbeinturm statt.

Osten und Westen – schreibt Imre Kertész hierzu im Februar 1990 – der neurotische und der normale Typ. Neurose: die ständige regressive Wiederholung eines traumatischen Erlebnisses in Form stets gleichbleibender Symptome, bis in alle Ewigkeit, das heißt bis zum Tod. Normal: traumatische Störung, darauf die bewusste Aufarbeitung des Traumas, die Schaffung rationaler Garantien zur Vermeidung der Regression, des Rückfalls in die Symptome. Das eine ein Höllenerlebnis: das stets erneute Durchleben von Krankheitszuständen

⁸ Kertész, Galeerentagebuch, S. 310.

⁹ Kertész, Nobelpreisrede.

¹⁰ Kertész, Galeerentagebuch, S. 287 (15.07.1990).

ohne Ende und ohne Ausweg; das andere: Katharsis, Weg der vollen Entfaltung und eines tragischen Glücks.¹¹

Heute, mehr als zwanzig Jahre nach dem Sturz der kommunistischen Diktaturen im östlichen Europa, lässt sich diese verzweifelte Sehnsucht nach Normalität glücklicherweise nicht mehr so nahtlos in einen Ost-West-Gegensatz fassen. Vielleicht, so unsere Hoffnung, kann das Kolleg in den nächsten Jahren durch seine wissenschaftliche Arbeit, durch Versachlichung und Differenzierung dazu beitragen, mehr intellektuelle Sensibilität für die konkreten, vielfältigen und oft eben auch sehr ambivalenten Erfahrungen zu wecken, die nicht in den großen, pauschalen Erzählungen von Totalitarismus, Nationalsozialismus und Stalinismus, von heldenhaftem Widerstand und zivilgesellschaftlichem Aufbegehren aufgehen. Dann wäre schon einiges gewonnen.

¹¹ Ebd., S. 268.

